

Fürstin Laja.

Roman von Erich Geibstein.

(2. Fortsetzung.)

Ihre Stimme war wieder weich und voll Wärme geworden. Meiner Hand bleich, schwer atmend am Fenster und drehte mechanisch die Spigen seines Schnurbartes. Ihr Ton griff ihm selbst ans Herz. Er glaubte seine längst verstorbene Mutter sprechen zu hören und war ehrlich genug, sich einzugehen, daß sie mit jedem Worte im Recht war. Aber hinter Sephine Doll erhob sich ein weiches, feines Gesicht, von rothblondem Haar umrahmt, zweidunkle Augen leuchteten geheimnißvoll lockend, und Lajas schmale Kinderhände erhoben sich bildend: „Wagst du dich, was du mir bist? Denk, daß ich dein Wort habe — für heute und immer!“

„Nicht wahr, du siehst es ein, Rainer, und verspricht mir, diesen unsinnigen Plan aufzugeben?“ drängte die Baronin lebend.

Seine Brauen zogen sich finster zusammen. „Nein — ich kann nicht. Was ich beschloffen habe, führt ich noch jederzeit aus. Laß uns darüber nicht weiter reden, Tante Sephine.“

Sie setzte sich still an den Tisch zurück und stützte den Kopf in die Hand. Ihr Gesicht sah plötzlich unruhig und verfallen aus.

„Dann — dann“, begann sie endlich mühsam, „muß ich dich bitten, Dolleau wieder zu verlassen. Mein Haus soll nicht der Ausgangspunkt werden für solch eine — Erbarmlichkeit.“

Rainer zuckte zusammen, wandte sich aber augenblicklich zum Gehen. „Wie du wünschst. Meine Sachen sind noch nicht ausgepackt. Sei so freundlich und gib Auftrag, daß sie nach Hubertusruhe geschafft werden. Peneda lud mich heute ein, und ich kann ich ja hinüberziehen. Du bist wohl so gut, den Entel und Walter zu grüßen. Ich fühle mich momentan außer Stande, und — er trat zu ihr und reichte ihr flüchtig die Hand, seine Stimme klang gepreßt — „nun lebe wohl, Tante. Vielleicht wirst du in Zukunft doch einmal besser von mir denken, wenn du siehst, daß Sylvania trotz allem keineswegs unglücklich wurde.“

Sephine Doll wuschte schweigend die Zähne fort, die ihr über die Wangen kollekt, und drückte stumm seine Hand.

In diesem Drud lag alles, was sie ihm noch zu sagen hatte: ihr Schmerz und ihre leidenschaftliche Bitte, unzufrieden, ehe es zu spät war.

Unlen im Hofe traf Rainer mit Walter v. Sternberg zusammen.

„Wie — du willst schon wieder fort?“ fragte dieser erstaunt. „Und wie siehst du denn aus? Ist dir nicht wohl?“

„Doch. Ich habe keine Großeltern bereits begrüßt und muß nun nach Hubertusruhe. Herr Peneda lud mich ein, sein Gast zu sein.“

Walter war sehr erstaunt. „Und ich hatte mich schon so sehr gefreut, daß du bei uns bleibst! Auch Großmama hat sicher darauf geredet.“

„Ein andermal, lieber Walter! Diesmal geht es nicht.“

Walter ging direkt zu seiner Großmutter. Es herrschte ein sehr herzliches, beinahe kameradschaftliches Verhältnis zwischen der Greisin und diesem jungen, rothblonden, gesundheitsfrohen Manne. Er war der Sohn ihrer jüngsten Tochter, welche starb, als Walter zwölf Jahre zählte. Dann kam er zu den Großeltern. Zwei Söhne und die Tochter waren ihnen gestorben, kurz darauf auch deren Mann. Walter war der einzige Entel.

Aber er wurde nicht verzogen. So lange er ein Anake war, hielt ihn die Großmutter sogar sehr streng, dann aber ließ sie ihm völlige Freiheit.

Er war sehr gut veranlagt, nur etwas bequem, und verlangte kein anderes Leben, als das in Dolleau bei den Großeltern. Sein einziger Fehler war eine große Unentschlossenheit in allen Dingen. Kaum hatte er einen Entschluß gefaßt, so reute es ihn wieder, und er suchte nach einem neuen. Dies that er im Großen und im Kleinen. Jährelang hatte er darüber gearbeitet, wozu er eigentlich am genauesten veranlagt war, und noch heute, nach jahrlangen Versuchen, wußte er es nicht.

So bewirblichste er einstweilen Dolleau, obwohl er sich einredete, kein Gesicht dazu zu besitzen. Und doch war er ein vornehmer Landwirth.

Als er nun seine Großmutter mit verworrenen Augen so vergnügt und frohlockend sah, wurde er sehr beunruhigt.

„Wein Gott, was hat es denn nur gegeben, Großmama? Du hast ja gewinkt! Und Rainer sah aus wie ein Schneestruß! Warum ist er fort? Ihr werdet euch doch nicht getrennt haben?“

Die Baronin versuchte zu lächeln. „Ach nein. Wir sprachen nur von allerlei ernstlichen Dingen. Du brauchst nicht weiter darüber zu erstaunen, lieber Walter. Sage mir lieber, was du heute getrieben hast?“

Dazu war er gleich bereit. „Die Karriolen sind glücklich im Keller. Wir hatten sehr gute Ernte dies Jahr. Wenn es uns nun noch mit der Schweizertuch glückt — ich denke, in ein paar Tagen wird es Ernst mit ihr — dann bin ich wirklich zufrieden. Freust du dich auch schon auf das Kälbchen unserer Schweizerin, Großmama?“

„Ja — gewiß.“

„Ich möchte, wenn sich die Zucht bewährt, nur Schweizeraffe im Stall haben. Na, erst muß man abwarten.“

„Sage, Walter,“ die Baronin hob plötzlich den Kopf und blühte ihren Entel fragend an, „warst du schon lange nicht in Mahrenberg?“

Sie fragte es in seltsamer Weise. Walter wurde blutroth. Wußte denn die Großmama, daß er Sylvania heimlich liebte? Wo er doch selber taum im reinen mit sich war, ob es die wahre, echte Liebe sei.

„Gestern war ich dort,“ antwortete er verlegen.

„Und wie geht es Sylvania?“

„Gut vermuthlich. Sie läßt sich ja so selten blicken, wenn Besuch kommt! Ich sah sie eine Woche lang nicht.“

„So, so. Und doch meine ich, solltest du dich etwas des Mädchens annehmen. Sie lebt so trübselig ein! Und wir sind doch ihre nächsten Nachbarn.“

„Mein Gott,“ pläzte Walter ungenüßlich heraus, „man kann wirklich nicht mehr wünschen, sie zu sehen, als ich es thue. Aber sie zieht sich ja stets zurück. Was soll ich denn thun?“

Die Baronin blühte ihn ernsthaft an. „Hast du sie lieb, Walter?“ fragte sie ohne Umschweife.

Er antwortete ebenso: „Ja, Großmama — sehr! Ich glaube wenigstens,“ setzte er schon wieder unsicher hinzu.

Sephine Doll seufzte leicht auf. „In solchem Fall muß man ganz klar wissen, was man thun will,“ sagte sie langsam, „und dann darf man auch nicht zögern.“ Als Walter in grübelndem Schweigen versank, setzte sie aufstehend hinzu: „Ich glaube, Rainer v. Rieberg kam in bestimmter Absicht hierher. Er — er will plötzlich die alte Kinderfreundschaft mit Sylvania wieder erneuern. Es wäre sehr leicht möglich, daß ein so unerfahrenes Mädchen geblendet würde durch sein gewandtes Wesen und sein stattliches Aeußere.“

Damit ging sie aus dem Zimmer, ihren Entel in großer Bestürzung zurücklassend.

Rainer wollte um Sylvania werden? Und Großmama wußte darum? Was es das, was sie miteinander besprochen hatten? Aber das konnte doch gar nicht sein! Rainer sollte ja ganz verlobt in seine Waise Laja sein. Wie sollte er da an Sylvania denken?

Dann packte Walter plötzlich eine große Angst. Das mit der Fürstin brachte ja nicht wahr zu sein. Und wenn Rainer wirklich —? In diesem Moment glaubte Walter ganz deutlich zu fühlen, daß er Sylvania liebte und nie eine andere zur Frau haben wollte als sie.

Zum ersten Male im Leben verbrachte Walter v. Sternberg eine schlaflose Nacht. Zum ersten Male empfand er eine klare Entschlossenheit in sich, die kein Zweifel erschütterte.

4. Kapitel.

Es war schon dunkel, als Rainer bei Herr Peneda eintrat. Dieser sah eben trübselig, seine Zigarre rauchend, am Kamin und dachte darüber nach, wie endlos langweilig das Leben sei in jenen Stunden, wo man nicht ja-gen konnte.

Er begrüßte Rainer mit ebensoviel Freude als Verwunderung. „Wie nett von dir, daß du heute noch herüberkommst! Ich war eben im Begriff, vor Langeweile zu sterben!“

Rainer war etwas verlegen. „Ich möchte dich bitten, mir nun doch deine Gastfreundschaft zu gewähren. Es — es hat unerwartet eine Bestimmung gegeben zwischen mir und Tante Sephine, so daß ich nicht auf Dolleau bleiben konnte.“

Peneda fragte nicht weiter, sondern stellte sich und sein Haus dem Gast mit so aufrechter Herzlichkeit zur Verfügung, daß Rainer erleichtert aufatmete. Aber es widerstrebte seiner christlichen Natur, aus dem Vorgetragenen ein Geheimniß vor Peneda zu machen, da er doch dessen Gastfreundschaft ansprach.

„Ich will dir ganz im Vertrauen meinen Wein einflößen, lieber Peneda,“ sagte er, „natürlich muß die Gabe unter uns bleiben.“

„Das versteht sich von selbst!“

„Also. Ich kam nach Dolleau, weil ich mich um Sylvania Mahrenberg bewerben will, und dies paßt Tante Sephine nicht. Darüber kamen wir ins Streiten, und deshalb mußte ich fort. Nun weißt du's.“

Peneda ließ vor Schreck die Zigarre fallen und sprang auf. „Mahrenberg, Mensch — du willst heirathen? Und gar dieses Menstrum von einer Mahrenberg? Bist du verrückt?“

„Durchaus nicht. Und bitte, sprich nicht in solchen Ausdrücken von Sylvania. Es ist gewiß nicht gerechtfertigt.“

„Na — du wirst ja selbst sehen! — Aber was fällt dir überhaupt ein? Wozu brauchst du zu heirathen? Geht dir was ab? Warum um Gottes willen diese Tragödie — oder soll ich sagen Komödie aufzuführen wollen, die man Ehe nennt? Da müßte man ja geradezu dein Feind sein, wenn —“

„Willst du mir etwa deshalb auch die Gastfreundschaft künbigen?“ lachte Rainer gequält.

Peneda besann sich, setzte sich nieder und suchte auf dem Teppich seine noch glimmende Zigarre. „Nein — Gott bewahre, obwohl es vielleicht die beste Freundschaft wäre! Verzeih, daß ich mich so hinreißend ließ, aber weiß Gott, dabei kann man aus dem Gleichgewicht kommen! So ein Prachtmensch wie du und — heirathen! Na, bleibe nur sitzen, ich bin schon still. — Warum muß es denn gerade Sylvania sein?“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

„Weil ich — sie liebe.“

„Sehr verliebt klang das gerade nicht, aber Peneda war ein harmloser Mensch und achtete nicht weiter darauf. Er kam noch immer nicht aus seinem Erstaunen heraus. „Na — in Gottes Namen. Es giebt wirklich sonderbare Käuze auf dieser närrischen Welt. Da soll ich dich morgen wohl gleich auf den Anstand bringen.“

„Es wäre mir sehr lieb.“

„Aber ich sage dir gleich: dein Bild ist schön. Die Alte stimme ich dir gänzlich mit einem Duzend Rehbühnern, aber die Junge hab' ich selber kaum zu Gesicht bekommen, da mußst du schon allein fertig werden.“

Dann brach er plötzlich in lautes Lachen aus. „Ach — der einäugigste Hehefeind, bin also vom Schicksal bestimmt, nun einen Kumpelpelz zu verdienen! Geibst's etwas Tolleres?“

Der Eintritt des Dieners, welcher meldete, daß das Abendessen bereit stehe, unterbrach die Unterhaltung, sehr zu Rainers Erleichterung.

Nach Tisch rauchten sie ihre Zigarren und spielten eine Partie Schach. Gegen zehn Uhr hat Rainer, sich zurückziehen zu dürfen. In seinem Zimmer schrieb er dann noch einen langen Brief an Laja, in dem er ihr alles mittheilte, was er erlebt und gehört hatte.

„Eines steht fest,“ schloß er, „in Bezug auf Sylvania Aeußeres hast Du dich getäuscht, liebe Laja! Wenn ich auch nicht glaube, daß Penedas Ausdruck 'Menstrum' gerecht ist, so fürchte ich doch, es wird schwer werden, die Welt zu überzeugen, daß ich eine Liebesheirat' schliesse. Immerhin. Je schwerer das Opfer, desto größer das Verdienst — nicht wahr? Und ich bringe es ja dir, meine Laja! Das macht mich trotz alledem beinahe glücklich.“

Es war Mitternacht, als er sich zu Bett begab, und es wurde Morgen, ehe er Schlaf fand.

Dann träumte er von rothen Händen, struppigem, braunem Haar und einer vierköpfigen Landpomeranzengestalt, die lächelnd knidte und höplich sagte: „Ja, ja, ich bin Sylvania, die du so schrecklich liebst!“

Punkt halb zwölf stand Rainer mit Peneda vor Mahrenberg.

„Ein hübschen verlobtlos ist der alte Kumpelpelz,“ sagte Peneda, auf das winddichte, schadhafte Dach des Hauses weisend und auf die Mauern, von welchen der Verputz größtentheils abgefallen war.

Rainer fuhr aus seinen Gedanken auf und blickte mißgestimmt um sich. „Es sieht sehr ungemüthlich aus. Auch der Garten gleicht einer Wüste. Alles verwildert.“

Ein alter Mann näherte sich mit verdrossener Miene.

„Das ist Gervott, das Faktotum,“ erklärte Peneda und zog seine Karte heraus. „So, lieber Gervott, melden Sie mich an. Und die Rehbühner hier tragen Sie einstweilen in die Küche.“

Der Alte blühte fragend auf Rainer.

„Ja so,“ murmelte der und zog hastig ebenfalls seine Karte, um sie dem Diener zu übergeben.

Während sie über den moosbedeckten Kiesweg nach dem Hause schritten, sagte Peneda: „Man muß trotz all der Bettelwirthschaft fürchtbar heimlich sein in Mahrenberg. Die Alte vermag keinen Augenblick, daß sie einem alten Geschlecht angebört und die Entel einer wichtigen Prinzeßin ist.“

„Das Innere des Hauses entspricht dem Aeußeren. Es war förmlich müßel mit allem, weitholtem Raum. Das Werkholz“ hatte man im Laufe

der Jahre offenbar zu Geld gemacht. Nur die Abenbilder waren dageblieben und füllten die Wände der Halle. Sie nahmen sich recht traurig aus in dem sonst fast leeren Raum.“

Es dauerte lange, ehe Malvina v. Mahrenberg sich so weit in Staat geworfen hatte, um die Herren empfangen zu können. Als es endlich geschah, sah sich Rainer einer kleinen hageren Matrone gegenüber, aus deren pergamentartigem Gesicht sich zwei runde Vogelaugen halb neugierig, halb feindselig auf ihn richteten.

Er murmelte ein paar Worte, nahm den ihm angebotenen Platz ein und erkundigte sich nach Sylvania.

„Meine Entel ist wohl glücklich erschienen. Ich habe sie bereits verabschieden lassen,“ antwortete die alte Dame und vertiefte sich gleich darauf in ein Gespräch über die Rehbühnerjagd mit ihrem Freunde Peneda.

Wirklich ging wenige Minuten später die Thür auf und Sylvania erschien. Rainer erschau. Sie sah einfach scheußlich ein. Ein altmodisches, verbleichenes Gewand umschloß ihren Körper so fallenzich, daß man beim besten Willen nicht sagen konnte, ob sie voll oder mager oder vielleicht gar verwachsen war. Nur eines ließ sich erkennen, daß sie groß war.

Das einst blonde Haar war nun braun, lag glatt angeordnet an den Schläfen und war rückwärts in einen Knoten engeflochtener Fäden aufgemengeneheit. Ueber der mäßig hohen Stirne schien es sich zwar einwillig zu streifen zu wollen, war aber sichtlich mit Hilfe einer Pomade glatt niedergebürstet worden. Die Züge waren nicht ungel, der Teint klar und frisch, aber den Wangen rosig angehaucht. Ueber die Augen ließ sich nichts sagen, denn Sylvania hielt die Wimpern gesenkt, auch ihre Stimme war bei der Begrüßung so leise, daß Rainer nicht einmal wußte, welche Klangfarbe sie hatte.

Dann setzte sie sich neben ihn, hielt die Augen zu Boden gerichtet und schweig.

„Sie ist eine Gans,“ dachte er halb belustigt, halb verzweifelt, „nein, schlimmer als das — so wie sie da sitzt, ist sie wirklich ein Menstrum.“

Man sollte nicht glauben, daß es ein junges Mädchen ihresgleichen heute noch giebt.“

Peneda unterhielt sich sehr eifrig mit der Baronin Mahrenberg. So verfuhr Rainer wohl oder übel auch mit Sylvania ins Gespräch zu kommen und fing von allerlei Dingen an, die sie vielleicht interessieren konnten. Aber ihre Antworten blieben einseitig. Erst als er von Föhrenhain begann, wo sie früher mit ihren Eltern gelebt hatte, ging eine Bewegung über ihre Züge.

„Föhrenhain,“ rief sie und ihre Stimme bekam plötzlich einen weichen, tiefen Klang, der an Eigenenore erinnerte, „mein liebes Föhrenhain! Erzähle mir davon, Rainer. Wie sieht es jetzt aus Kommt du öfter hin?“

„Ja. Gradens, denen es jetzt geht, verbringen stets den Sommer dort. Alles ist noch, wie es war.“

„Wirklich? Auch die Eremitage hinten im Park mit dem Epheubaum und dem Klematisgewirr?“

„Alles. Nur die Wälder sind unbedringlicher ist das Gendier geworden. Würde es dir Freude machen, es wieder einmal zu sehen, Sylvania?“

Da schlug sie plötzlich die Augen zu ihm auf, und nun trat Rainer beinahe zurück vor Ueberraschung.

Diese herrlichen weichenfarbenen Augen von seltsamer Ausdrucksfähigkeit hatten etwas so Fassintendes, daß man alles Groteske der übrigen Erscheinung darüber vergaß.

Jetzt stand brennende Sehnsucht darin zu lesen.

„Freude machen?“ wiederholte sie leise. „D nur einmal — nur ein einziges Mal noch im Leben! — Aber daran ist ja gar nicht zu denken,“ setzte sie traurig hinzu. Dann fand sie plötzlich auf. „Komm mit mir, ich möchte dir etwas zeigen.“

Rainer erhob sich. Er war froh, aus der ihm unympathischen Nähe der Großmama fortzukommen, und dann interessirte ihn dieses Mädchen plötzlich.

Sylvania wandte sich an die alte Dame. „Ich will meinem Vetter den Garten zeigen,“ sagte sie flüchtig und eilte ihm voran hinaus.

Sie ging so rasch, daß er ihr kaum folgen konnte. Auch hinter dem Hause war alles verwallt und ungeschön. Ein paar Gemüthebeete, auf denen melancholisch Kohl- und Krautstrünke in den nebligen Herbsttag starrten, dahinter ungepflanzte Rasenflächen und verwilderte Baumgruppen. Und so zeigte eine verwilderte Sandsteinfigur oder der Rest einer Laubhede, daß es einst Wälder auf Mahrenberg gegeben hatte, die diesen kleinen Park mit Sorgfalt pflegten.

Sylvania eilte fast bis ans Ende des Gartens. Hier blieb sie plötzlich stehen, wandte sich zu Rainer und sagte, in einen Winkel weisend: „Da — ist es ähnlich.“

„Die Eremitage von Föhrenhain?“ rief er erstaunt. „Aber so ähnlich ist's, wie ich zwei Dinge nur ähnlich sein können! Wer hat das gemacht?“

„Ich! Ich habe ja hier sonst nichts zu thun. Monatslang arbeitete ich daran, gleich nachdem ich herkam. Und wenn ich das nicht hätte — ich glaube, ich hätte es überhaupt nicht ausgehalten auf Mahrenberg!“

„So sehr gerne also wartest du in Föhrenhain?“

Wieder schlug sie die Augen voll zu ihm auf. „Dort war ich glücklich. Dort hatte ich alles, die Eltern, Menschen, die mich lieb hatten, Theilnahme und —“

„Und hier?“

„Nichts. Niemand.“

„Hat dich deine Großmama denn nicht lieb?“

Sylvania senkte den Kopf. Etwas Trostloses breitete sich über ihre Züge. „Ich bin ihr nur eine unnütze Eserin, nichts weiter,“ murmelte sie. Dann plötzlich, im Ton tiefster Verzweiflung, fügte sie hinzu: „Das ist schrecklich, nicht wahr? Ich möchte sie lieb haben und ihr etwas sein, aber sie braucht mich nicht!“

„Er blühte mittheilig auf sie nieder. „Armes Kind!“ murmelte er unwillkürlich.“

Sylvania richtete sich auf und strich sich über die Schläfen. „Niemand hätte ich mit jemand darüber reden können, aber du bist mir verwandt, mit dir war ich in glücklichen Zeiten auf Föhrenhain zusammen, du bist mir wie ein Bruder. Nicht wahr, du mißverstehst mich nicht, Rainer?“

„Gewiß nicht! Es freut mich, wenn du Vertrauen zu mir hast. Ich möchte öfter nach Mahrenberg kommen.“ Wie spielend ergriff er ihre Hand, die wohl kräftig und nicht sehr gepflegt, aber durchaus nicht mehr roth war wie in der Kinderzeit. „Wäre es dir lieb, wenn ich öfter käme?“

Sylvania wurde blutroth. Ob es ihr lieb war? In den ganzen sechs Jahren, die sie auf Mahrenberg weilte, war Rainer der Held ihrer heimlichen Träume gewesen, verknüpft mit den todtten Eltern, dem verlorenen Föhrenhain, der glücklichen Zeit ihres Lebens. Als sie heute seine Karte sah, war ihr zu Muthe gewesen, wie wenn zu einem in dunkler Austerhaft Gehaltener plötzlich ein Strahl des hellsten Sonnenlichts dränge.

„Ja,“ antwortete sie leise und befangen. „In anzufragen wagte sie nicht dabei. Seine blonde Redensart erinnerte sie immer an den Selbst der Siegfried, und sie fürchtete, er etwas von dieser heimlichen Begeisterung in ihrem Blick lesen könnte.“

Rainer ließ ihre Hände fallen. Wenn sie die Augen gesenkt hielt, dann sah er wieder nichts als die schreckliche Fratze und das monströse Gewand. „Du solltest dich anders frisiren, Sylvania,“ sagte er, „diese glatten Scheitel stehen dir nicht, und man trägt sie auch nicht.“

„Ach, es ist doch gleichgültig, wie ich aussehe!“

„Das darf ein Weib niemals sagen. Frauen sind wie Blumen, welche eine gewisse Gottheit an dem grauen Weg des Lebens spritzen läßt, damit man sich an ihrem Anblick erfreue. Auch auf deine Toilette mußt du mehr achten. Hast du denn gar kein anderes Kleid? Ein — hübscheres, meine ich.“

„Hübschere? Nein. Sie sind alle wie dieses. Großmama taucht nichts Neues, sie besetzt ganze Schränke voll von alten Kleidern aus ihrer Jugendzeit, daraus muß Monika dann immer etwas für mich zurechtbringen.“

„Unglaublich! Und kommst du denn nie mit anderen jungen Mädchen zusammen?“

„Selten. Jeden Herbst kommen Gradens zu Dolls für einige Tage, wenn sie zu den großen Jagden ihres Onkels nach Dobrinda reisen. Dann bin ich öfter mit ihnen zusammen, sonst mit niemand. Nur Walter v. Sternberg besucht uns oft und Baron Peneda, wenn er gerade auf seinem Jagdschloßchen weilt.“

„Ich möchte doch, daß du auf dein Aeußeres etwas mehr Sorgfalt verwendest.“

„Aber wie denn? Großmama predigt immer die Nichtigkeit der äußeren Erscheinung und —“

„Rainer, vielleicht läßt es sich mit der Zeit doch machen.“

Sie gingen ins Haus zurück. Peneda war schon im Aufbruch begriffen und konnte sich nicht denken, wo Rainer so lange blieb.

Raum waren sie außer Sicht von Mahrenberg, als Peneda sich lebhaft an den Freund wandte. „Nun — habe ich zu viel gesagt?“

„Nein — und doch auch — ja! Sylvania ist wie eine Pflanze, die im Keller wächst. Erst wenn sie an die Sonnenseite kommt, wird man wissen, was an ihr ist.“

„Und du bleibst dabei, sie an die Sonnenseite versetzen zu wollen?“

„Ja.“

Peneda legte nichts weiter. Schweigend legte sie den Heimweg zurück.

Rainer hatte ein seltsames Gefühl nach diesem ersten Besuch in Mahrenberg. Einerseits fühlte er ahnd die Wärme des Lebens voraus, denn hier kam er ja mit seinen Absichten wie ein reicher König zu einem blutarmen Bettlerkind, andererseits aber hatte er die fatale Empfindung eines Menschen, der die Last einer großen Verpflichtung auf sich nimmt und doch weiß, daß seine Mittel nicht ausreichen werden, sie zu bezahlen.

Keufferlich konnte er Sylvania v. Mahrenberg unendlich viel geben. Aber innerlich? Wußte er, ob sie ihm da nicht tausendmal mehr bieten würde, als er erwidern konnte? Ja, als er wünschte und bedurfte? In dem Blick ihrer Augen lag eine Fülle von Gefühl, die ihn beunruhigte.

Und diese fatale Empfindung ließ ihn nicht mehr los. „Ich muß trachten, die Sache so rasch als möglich zur Entscheidung zu bringen und in dem unerfahrenen Kind keinerlei romantische Gefühle aufkommen zu lassen,“ dachte er. „Sie weiß nichts vom Manne und seiner Liebe, dabei muß ich sie erhalten. Von allem Anfang an muß ich ihr die Ehe als Vernunftfache beibringen, dann wird es schon gehen. Schließlich ist es ein Glück, daß sie so unwillig ist in allen Dingen des Lebens.“

Damit trachtete er sich zu beruhigen.

(Fortsetzung folgt.)

Einem Menschen, der sich bei der Gestaltung seines Lebens nur von der Vernunft leiten läßt, nennt man einen Sonderling.

König Peter von Serbien soll für einige Tage verschwunden gewesen sein. Vielleicht hat er sich nach dem Wege über die Grenze erkundigt.

Den Straßenlärm in einem Phonographen aufzufangen, ist gewiß eine gute Idee. Daraus wird der Großstädter, wenn er in die Sommerfrische geht, in die angenehme Lage versetzt, einen lieb gewordenen Genuß auch in der ländlichen Stille nicht entbehren zu müssen.

Selbst von denen, die noch viel zu lernen haben, kann man manches lernen.

Sogar die chinesische Post arbeitet mit einem Heberisch. Ob es die amerikanische wohl auch noch einmal so weit bringen wird.

„Sie wünschen diese Wohnung?“ fragte der Hausverwalter. „Sie wissen jedenfalls, daß Kinder ausgeschlossen sind.“ — „Das ist in Ordnung. Wir haben nichts als einen mechanischen Klavierapparat, ein Granophon und einen Papagei.“

Rühne Brautjung.



Die Kleinen sind doch lieber mit Jänen verwannt, Fräulein Amalie? Gewiß, wie sind ja zusammen aufgewachsen.